

# Zur Ästhetik des Waschzettels : Oper und Konzert IV

Autor(en): **Jelmoli, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750863>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

La mathématique proportionnaliste est une invention de politiciens. Que le Parti Ouvrier se garde des politiciens. Même dans le noble discours d'Hector Denis, j'ai retrouvé comme arguments des chiffres et des statistiques sur les mandats à perdre ou à obtenir. Qu'importe un mandat de plus ou de moins? Qu'importe le succès électoral si vous affaiblissez l'élan révolutionnaire? Ne devenons pas trop soucieux du parlementarisme, je vous conjure et ne calculons point avec une telle minutie. Jean Volders et César de Paepe qui ne furent point députés, ont fait autant et plus pour nos idées que toute la gauche socialiste. Prenons du parlementarisme ce qui peut nous servir, mais ne nous laissons pas prendre par lui.

Voilà quelques-unes de mes raisons. Je les crois suffisamment hautes pour faire réfléchir. Si la Représentation Proportionnelle n'est pas anti-socialiste en ce sens qu'elle s'accorde avec nos idées d'organisation, elle est tout au moins anti-révolutionnaire. J. D.



## ZUR ÄSTHETIK DES WASCHZETTELS (OPER UND KONZERT IV)

Glaubst du, dieser Steinadler sei dir geschenkt?  
(Kind, Der Freischütz I. Akt)

Kaum auf einem andern Gebiet findet sich ein so auffallendes Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage als auf demjenigen der öffentlichen Musikpflege. Natürlich habe ich nicht jene Konzerte im Auge, die als Symphonieabende oder Kammermusikaufführungen dem wohlgezogenen Mitglied der Gesellschaft die weislich geregelte Dosierung der Gaben Santa Caecilias — manchen bedeuten sie ja wohl eher Opiate als Stimulantien — in weislich geregelten Zeitabständen zuführen: vielmehr meine ich das Gros der Solistenkonzerte, die den Annoncenteil der Zeitungen mit ihren Programmen überfluten und den betroffenen Konzertsaal in schöner Regelmäßigkeit leeren. Angesichts dieser betrübenden Tatsache — denn jede Kapitalverschwendung ist für den künstlerischen Nationalökonom eine solche — fragt sich der Laie schüchtern: Weshalb konzertieren alle diese Leute? Da gibt es nun der Gründe zwei. Um anschaulich zu sein, gestatte man mir ein Exempel. Ein Klavierspieler gibt ein Recital im Bechsteinsaal in Berlin. Otto Neitzel hat uns im vergangenen Winter den

finanziellen Revers solcher Bestrebung gezeigt. Aber Leopold Schmidt besucht dieses Recital und der Künstler findet zwei reservierte aber wohlwollende Zeilen im Berliner Tageblatt. Derselbe Künstler gibt eine Matinée in Olten und nimmt nach Abzug seiner Kosten zweihundert Franken ein. Das ist Betriebskapital fürs Leben, die beiden Zeilen von Leopold Schmidt aber sind Betriebskapital für seine Kunst. Wir resumieren: der Künstler konzertiert einerseits der Kritik wegen, anderseits des Verdienstes wegen.

\* \* \*

Das mangelnde Interesse des Publikums zeitigte die Form des Waschzettels. Erst erschien er unsigniert in fröhlicher Ungebundenheit, wahllos, stillos. Die wachsende Kultur des Publikums verlangte signierte Waschzettel. Sage mir, woher du kommst, . . . usw.

Der Kritiker erschien ihm als die geeignete Instanz dafür. X. Y. empfiehlt dies Konzert, also gehen wir hin.

Nun sollte zwischen Referat und Waschzettel eine gewisse räumliche Proportion bestehen. Ein mir nahestehender Konzertreferent pflegt seine Berichte auf den Extrakt von vierzig Zeilen zusammenzusiedeln und hütet sich ängstlich davor, den Waschzettel über deren zehn hinauszudehnen.

Was soll der Waschzettel bringen? Zunächst wohl die ästhetische Würdigung des Programms, eventuell eine kurze Einführung in eine Novität. Persönliche Informationen sollten so viel wie möglich vermieden werden, stets soll der Kritiker bedenken, dass die Neugier des Publikums keine Liebe zur Kunst ist.

Wie die Kritik zwar die vornehmste Pflicht hat, den Künstler vor dem Kunstwerk zu schützen, wenn jener gut, dieses schlecht ist, das Kunstwerk hinwiederum vor dem Künstler zu schützen, wenn jener schlecht, dieses gut ist, so soll dem Kritiker doch stets als Höchstes das Interesse für das Werk am Herzen liegen.

Nun zeigen sich in letzter Zeit allerhand Strömungen, die dem bloßen Virtuositentum Tür und Tor öffnen und dafür werbend an das empfängliche Gemüt des Lesers appellieren. Glaubt man wirklich, dass von den Tausenden die zu den Abenden einer vierzehnjährigen Geigerin pilgern, es wirklich nur einem Zehntel um Dinge der Kunst zu tun ist?

Sollen müßige Reportage und gedankenlose Information die Früchte mühsamer Kunsterziehung des Publikums jählings zerstören?

Man hat erzählt, dass jene Künstlerin sechs Papageien ihr eigen nennt. Es war zum Glück kein Musiker, der dies beging.

Aber diese Symptome sollten uns zu denken geben. Gewiss, wir lassen uns nicht mit Gold bezahlen, aber auch das Lächeln eines anmutigen Kindes, die Bezauberung einer geistvollen Künstlerin sollten uns als aufrechte Republikaner — wir brauchen deshalb nicht unhöflich zu werden — finden.

Die Feder ist die wundervollste Waffe, die dem Manne von Geist zur Verfügung steht. Wir ehren uns selbst, wenn wir sie in Ehren halten.

ZÜRICH

HANS JELMOLI



## LAURA VON ALBERTINI

Neben Adolf Henze und Jean-Hippolyte Michon verdient Laura von Albertini einen ehrenvollen Platz unter den Graphologen. Sie hat die im Schwange gehenden Anschauungen und Lehren mehrfach glücklich erweitert, vor allem aber geklärt, berichtet, aufs gehörige Maß zurückgeführt. Und sie hat eine bedeutsame praktische Tätigkeit entfaltet, indem sie innerhalb der zwei Jahrzehnte ihres graphologischen Wirkens rund fünfzigtausend Handschriften beurteilte (meistens unter dem Pseudonym L. Meyer).

Sie wurde als ein Spross des altbündnerischen Geschlechtes v. Gugelberg v. Moos den 10. Mai 1853 auf Schloss Salenegg in Maienfeld geboren, setzte sich mit achtzehn Jahren an den eigenen Herd, wurde vor dem vierzigsten Witwe und schloss die Augen in dem zum Stammschloss gehörenden Chalet nach langen schweren Leiden den 25. September 1909.

Sie war eine anziehende Erscheinung, äußerlich und innerlich vornehm, einfach und natürlich, tüchtig und mutig und, im Gegensatz zu den meisten ihrer Landsleute, von raschen Entschlüssen und rascher Tat, ausdauernd und von früh auf sehr selbständig. Sie nahm jede Aufgabe ernst, ja schwer und bürdete sich manche Last auf, weil sie neben dem eigenen, nicht leichten Pensum für Verwandte oder sonst Nahestehende sorgte. Eine solche Zubeße gehörte zu ihren Bedürfnissen. „Dafür habe ich meine Freunde,“ pflegte sie den um die Kräfte der Mutter bekümmerten Kindern zu erwidern. Solche Anliegen traten um so eher an sie heran, als ihr Wohlwollen liebenswürdig, ihr Rat taktvoll war und sie, wo es not tat, gar wohl zu schweigen, still zuzusehen und zuzuwarten verstand.

Sie besaß eine angeborene Gabe der Unterhaltung, wie ich sie nicht wieder getroffen habe, ganz gleichgültig, mit wem sie sprach, und verstand gegebenenfalls meisterlich, die Leute ferne zu halten, ohne zu verletzen.